

Joachim Ringleben

Gedanken über einen Satz Gadamers



Joachim Ringleben,
Ordentliches Mitglied der
Akademie seit 1997

In Hans-Georg Gadammers Hauptwerk „Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik“ (1960),¹ diesem Klassiker neuerer Hermeneutik, findet sich der Satz:

„Nicht nur gelegentlich, sondern immer übertrifft der Sinn eines Textes seinen Autor“ (280).

Es ist ohne weiteres klar, dass, wenn Gadammers Satz wahr ist, das für alle Disziplinen, in denen es um die Auslegung von Texten geht und die es folglich immer mit Fragen der Hermeneutik und dem Sinnverstehen zu tun haben, von großer Bedeutung ist. Das gilt im Falle meines Faches, der Theologie, auch und besonders, sofern wir beispielsweise den Sinn von Sätzen der Bibel oder auch der Festlegungen des Dogmas oder geschichtlicher theologischer Aussagen auszuliegen bzw. für die Gegenwart unter ihren Denk-

bedingungen interpretierend zu klären haben. In solchen Fällen legt sich stets die Frage nahe, ob die eigene, heutige denkende Interpretation den ursprünglichen Sinn des Textes überhaupt noch trifft, da dessen Abfassung oft lange, in manchen Fällen fast 2000 Jahre zurückliegt und man historisch nicht immer ganz genau und mit zweifelsfreier Gewissheit wissen kann, was der Autor, z.B. der Apostel Paulus, selber eigentlich gemeint hat bzw. ob er wirklich eben das gemeint hat, was der heutige Leser und Ausleger sich dabei denkt.

Genau für diese elementare hermeneutische Frage ist Gadammers Satz relevant. Wie ist es also zu plausibilisieren, was Gadamer in diesem Satz thetisch feststellt? Ich will, um das zu erreichen, hier nicht unmittelbar wieder selber hermeneutische Überlegungen aus Gadammers großem Buch heranziehen, sondern ich möchte seinen Satz von Humboldt her, also aus einer eher sprachphilosophischen Perspektive verständlich machen.²

¹ Im folgenden zitiert nach der 4. Auflage, Tübingen 1975.

² Man kann die (auch theologisch wirksam gewordene) Tradition spezifisch hermeneutischen Denkens, die von Schleiermacher über Dilthey, Heidegger und auch Gadamer in der evangelischen Theologie des 20. Jahrhunderts bedeutende Ansätze bestimmt hat (wie z.B. E. Fuchs, G. Ebeling, E. Jüngel, H. Weder), einigermaßen deutlich unterscheiden von der Geschichte des *Sprachdenkens*, die sich, wie schon bei Luther, dann bei J.G. Hamann, Hegel, W.v. Humboldt, J. König, Br. Liebrucks J. Simon u.a. findet. Bei Gadamer ist kaum ein Einfluss Humboldts zu verzeichnen.

Gadamer's Satz lautet, wie gesagt:

„Nicht nur gelegentlich, sondern immer übertrifft der Sinn eines Textes seinen Autor.“

Der Sinn eines Textes beschränkt sich demnach nicht auf das in den Formulierungen seines Autors von diesem unmittelbar Intendierte und im sprachlichen Ausdruck *Gemeinte*. Ich erinnere hier zunächst an die (in einem spezielleren Zusammenhang geäußerte) Feststellung Hegels, dass das Sprechen „die göttliche Natur hat, die Meinung unmittelbar zu verkehren“,³ d.h. das unmittelbar und als Einzelnes Gemeinte in die *Allgemeinheit* der Sprache so aufzunehmen, dass man immer schon mehr und anderes sagt, als man direkt im Sinn hat.⁴

Dies gilt, indem und weil jeder Sprecher und Autor sich der Sprache bedient, die *als solche* „immer“, d.h. ihrem eigenen Wesen entsprechend, von größerer Allgemeinheit ist (oder auch: niemandem nur allein gehört) und insofern über jede bestimmte einzelne Inanspruchnahme selbst hinausreicht. Dafür sei der sog. Erste Hauptsatz W.v. Humboldts angeführt: „Durch denselben Act, vermöge er [sc. der Mensch] die Sprache aus sich herauspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein“.⁵

Das besagt: Wer etwas sprachlich produziert, kann das nur tun, indem er notwendigerweise den von der Sprache vorgegebenen Möglichkeiten, d.h. ihren eigenen Bahnen, folgt und sich ihnen im Denken überlässt. Daher besteht unser Sprechen und Schreiben in einer eigentümlichen Verschränkung von *spontanem* Hervorbringen, auch von Neuem, noch nicht Gedachtem, und *rezeptivem* Sicheinlassen auf das Eigenwesen der Sprache.

Dies bedeutet nun: Das in der Sprache, als einer dem sie subjektiv verwenden den Autor vorgegebenen Artikulationsmöglichkeit bereit liegende, unerschöpfliche Sinn-Potential „übertrifft“ jede aktuelle Verwendung, die wir in einem konkreten Aussagezusammenhang im Blick haben mögen, und zwar *prinzipiell*. Demgemäß reichen – um noch einmal Gadamer zu zitieren – „im allgemeinen die Sinn Tendenzen eines Textes weit über das hinaus, was der Urheber desselben im Sinne hatte“ (354). Nach Humboldt gilt nun zwar einerseits:

„Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit, nämlich sofern der Sprecher oder Autor sie für seine Gedanken in Anspruch nimmt“.⁶

Aber das Gesagte und Gehörte bzw. Geschriebene und Gelesene wird von dem Hörer oder Leser unvermeidlich auf seine eigene Weise, die Sprache zu verwenden und aufzunehmen, angeeignet. Daher geht es bei Humboldt so weiter:

„[...] keiner denkt bei dem Wort [d.h. auch dem geschriebenen] gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser,

³ G.W.F. Hegel, Werke in zwanzig Bänden (Theorie Werkausgabe), Band 3 (Frankfurt 1970), 92.

⁴ Genauer dazu: J.R., Arbeit am Gottesbegriff. Band 3. Theologie als sprachliches Denken (Göttingen 2021), 157f.

⁵ Gesammelte Schriften (Akademieausgabe; Leitzmann), Band VII, 60.

⁶ A.a.O. 65f.

durch die ganze Sprache durch. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nichtverstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken ... zugleich ein Auseinandergehen“.⁷

Denn jeder denkt beim Hören oder Lesen eben stets selber *weiter*. Indem ein Autor das, was er im Sinn hat, zu *sprachlichem* Ausdruck bringt – so angemessen wie immer möglich –, überlässt er, sich entäußernd, sich dem Medium (oder auch: der *Mitte*)⁸ der Sprache, die dabei zugleich ihren eigenen Möglichkeiten folgt. Denn die Sprache ist nicht ein bloßes Ausdrucksmittel oder zeichenhaftes Instrument schon fertiger Gedanken; sondern nach Humboldts bedeutsamer Formulierung ist sie an sich selber schon „das *bildende* Organ des Gedanken“.⁹ Darin steckt schon der Mehrwert der Sprache gegenüber den durch sie geäußerten Gedanken; Humboldt: „Die Sprache (ist) ein nothwendiges Erfordernis zur ersten Erzeugung des Gedanken, und zur *fortschreitenden* Ausbildung des Geistes“.¹⁰

Entsprechend sagt jeder Sprechende, sich den produktiven Bahnen der Sprache überlassend, stets schon mehr als er weiß und wissen kann, weil die von Anderen gehörte Rede oder der von ihnen gelesene Text seinerseits gemäß *ihrem* Sprachverstehen rezipiert wird.

Die Allgemeinheit, d.h. Situationsenthabenheit, schriftlich niedergelegter Gedanken enthält eine unabsehbare Offenheit für je neue Varianten des Verstehens – kraft der produktiven Möglichkeit jeweils weitergehenden Aufnehmens und Weiterdenkens eben der Sprache eines vorliegenden Textes. So sagt auch Gadamer: „Es entspringen stets neue Quellen des Verständnisses, die ungeahnte Sinnbezüge offenbaren.“ (282) Bei Humboldt liest sich dies folgendermaßen:

„Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken“.¹¹

Statt ein Gefängnis für das Denken zu sein, ist die Sprache in Wahrheit vielmehr dessen produktives Vehikel: „Die Sprache besteht daher ... ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter fortzusetzen.“¹²

⁷ Ebd. Zur Ergänzung dieser Aussagen sei noch das Folgende zitiert: „Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, dass sie sich gegenseitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, dass sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen.“ (A.a.O. 170)

⁸ Nach Hegels dialektischer Formulierung gilt: „Die Sprache aber tritt nur als die Mittel selbständiger und anerkannter Selbstbewußtsein[e] hervor.“ (a.a.O. 479)

⁹ A.a.O. Band VI, 152 (Hervorh. J.R.). Vgl. dazu J.R., a.a.O. 96.

¹⁰ A.a.O. 174 (Hervorh. J.R.).

¹¹ A.a.O. Band IV, 27f.

¹² Humboldt, a.a.O. Band VII, 62.

Sich schreibend und lesend der Sprache zu überlassen, bedeutet immer, in eine unabschließbare Bewegung sie vernehmender Selbsttätigkeit (d.i. *eigenen* Sprechens) und selbsttätigen Vernehmens (d.i. weiter zu denken und zu sprechen) einzutreten, in welcher Bewegung die Sprache ihr unausschöpfbares Leben hat.

Ich komme zum Schluss. Wenn man, wie ich als Systematischer Theologe es tue, bei biblischen Texten und überkommenen theologischen Themen grundsätzlich fragt: Was kann man sich dabei denken?¹³ – so müssen sich derartige Gedanken nach allem von Humboldt Gesagten aus dem vorgegebenen Wortlaut (dem, was „da-steht“) heraus entwickeln lassen, an den sie so eng wie möglich anschließen sollen und mit dem sie in „Tuchföhlung“ zu bleiben haben.

Zugleich aber föhren solche Gedanken, indem sie sich der sprachlichen Potenz der Texte anvertrauen, notwendig über deren unmittelbaren Sinn – als das vom Autor Gemeinte – hinaus, und bleiben doch, sprachlich geleitet, sachgemäß. Das gilt beispielsweise auch für zentrale neutestamentliche Begriffe wie *Geist*, *Freiheit*, *Liebe* und *Wahrheit*,¹⁴ und es gilt sogar auch für den Begriff *Gott*.

Also: Ebenso wie das ursprünglich Gedachte zur Sprache kommt, kommt das Denken weiterdenkend sich aus ihr auch entgegen. Die vorgegebene Sprache eines Textes selber lässt ihn im Denken produktiv werden.

Dafür könnte der Satz Gadammers, von dem ich hier ausgegangen bin, in meiner Interpretation *selber* ein Beleg sein.

¹³ Etwa im Sinne von Goethes *Faust*: „Und was in schwankender Erscheinung schwebt, / Befestiget mit dauernden Gedanken.“ (I, 348f)

¹⁴ Vgl. E. Hirsch: „Der Paulinismus hat die Macht der Worte Geist, Freiheit und Liebe im abendländischen Denken begründet“ (Leitfaden zur christlichen Lehre, Tübingen 1938, 29) sowie: „Indem das vierte Evangelium den Begriff der Wahrheit aufnimmt, ... macht es das Sichöffnen für die Reflexion des abendländischen Geistes zum unentrinnlichen Schicksal der christlichen Religion.“ (a.a.O. 36)